



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



Inge Seiffge-Krenke

Die Psychoanalyse des Mädchens

Klett-Cotta

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe zum Zeitpunkt des Erwerbs.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i. S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: Bettina Herrmann, Stuttgart,

unter Verwendung einer Abbildung von Roman_Gorielov / iStock by Getty Images

Gesetzt von Eberl & Koesel Studio, Kempten

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98902-1

E-Book ISBN 978-3-608-12506-1

PDF-E-Book ISBN 978-3-608-20738-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort	13
1 Hurra – ein Mädchen?! Der Wunsch nach einem Mädchen und das Verhalten von Eltern gegenüber Töchtern	17
1.1 Die Geburt eines Mädchens als Makel – in einigen Ländern	18
1.2 Wunschbaby Mädchen	21
1.3 Die psychoanalytische Sicht: Homme manque und naive Theorien bis 1960	25
1.4 Das imaginäre und das reale Mädchen: Betrauern des Geschlechts	27
1.5 Ein Mädchen wird »gemacht«	29
2 Konzepte über Weiblichkeit in der Psychoanalyse	35
2.1 Die frühe Sichtweise Freuds: Das kleine Mädchen als Mangelwesen	35
2.2 Diskrepanzen: Starke, souveräne Frauen um Freud – und dennoch keine eigenständigen Konzepte zur Entwicklung des Mädchens?	39
2.3 Hier irrte Freud!	44
2.4 Weiterentwicklungen: Konzepte der narzisstischen Wunde, der Verleugnung der Vagina, des weiblichen Narzissmus und der weiblichen Schuldgefühle	46
2.5 Im Schatten der Mutter: Jokastes Tochter	51
2.6 Erstaunlich: Warum gibt es keine Psychoanalyse des Mädchens?	52
3 Die Entwicklung des Mädchens aus psychoanalytischer Sicht: Das Babymädchen	55
3.1 Von den Trieben zum Objekt, zum Selbst und zur Intersubjektivität: Ein wichtiger Schritt	56
3.2 Babymädchen – das Mädchen als Säugling aus der Sicht der Psychoanalyse: Von Klein zu Winnicott	57
3.3 Objektbeziehungen von Anfang an!? Die Entwicklung des Selbst und früher Objektbeziehungen aus der Sicht von Melanie Klein und Margaret Mahler	63
3.4 Die Sicht auf das Babymädchen: Die Urangst vor der Beschädigung des Körperinneren	66

3.5	Ergebnisse der ersten Säuglingsbeobachtungen: Lächeln, Fremdeln und Second Skin – René Spitz und Esther Bick	67
3.6	Daniel Stern: Koordinierte Interaktionen zwischen Mutter und Baby als Grundlage des Selbstempfindens	68
3.7	Was können Babys und wie passt das zur Genese der Intersubjektivität beim kleinen Mädchen?	70
3.8	Eine neue Sicht des Babymädchens: Aktiv, differenziert und besonders beziehungsfähig	76
4	Die Psychoanalyse des Kindergartenmädchens	80
4.1	Prägenitalität – ist diese heute bei der psychoanalytischen Sicht auf das kleine Mädchen noch von Bedeutung?	81
4.2	Die heutige Sicht auf den weiblichen Ödipuskomplex: Primäre Weiblichkeit, problemlosere Identitätsentwicklung – aber kein Begehren?	87
4.3	Der vollständige Ödipuskomplex: Ein Tagtraum der Liebe, der in Enttäuschung und Verzicht enden muss	90
4.4	Metapher des Mangels: Was ist dran am Penisneid?	92
4.5	Ein wichtiger Lernfortschritt in der Triade: Das Erleben der elterlichen Paarbeziehung und das Akzeptieren des Ausgeschlossenenseins	93
4.6	Anerkennung von Grenzen, Strukturbildung und die Identifizierung mit beiden Eltern	94
4.7	Wenn der Ödipuskomplex schief läuft: Die Schwierigkeit der Integration oraler, analer und urethraler Impulse und der Bezug zu den Eltern als Paar	97
4.8	Entwicklungspsychologische Befunde: Zunehmende kognitive Reife, beschleunigte Empathie- und Schamentwicklung und die Ausweitung des sozialen Raumes	100
5	Latenzmädchen: Das Mädchen in der mittleren Kindheit	105
5.1	Die Latenzphase – doch keine Phase, in der die Sexualität ruht?	106
5.2	Nochmals »das Hemd der Mutter« und das Fortbestehen ödipaler Themen	110
5.3	Selbsterleben, Gefühlswelt und Intersubjektivität des Latenzmädchens ..	113
5.4	Die Bedeutung der Schamaffekte für die Identitätsentwicklung und die Selbst-Objekt-Differenzierung	117
5.5	Stärkere Emotions- und Verhaltenskontrolle und stärkere Beschämung als Konsequenz einer starken intersubjektiven Bezogenheit	119

5.6	Strenge soziale Normen, starke Geschlechtstypisierungen in der Gruppe der Mädchen	121
5.7	Die tüchtigen Mädchen: Kognitive Entwicklung, Schulleistungen und zweierlei Hirn	123
5.8	Auf der Suche nach der Lebenswelt der »Lückemädchen«	125
6	Die weibliche Jugendliche: Kind bleiben oder Frau werden?	129
6.1	Die Adoleszenz: Mehr als eine Neuauflage des Ödipuskomplexes	130
6.2	Was sagt das Fünfphasenmodell der Adoleszenz von Peter Blos über Mädchen aus?	133
6.3	Die heutige Sicht auf die Entwicklung der weiblichen Identität	135
6.4	Weitere sozial-kognitive Reife, adoleszenter Egozentrismus und eine immer noch nicht ganz abgeschlossene Hirnreifung	140
6.5	Ein neuer Blick auf das Selbst: Die relationale Identität der Mädchen	141
6.6	Eine zweite Chance für die Eltern – trotz Separationsangst	143
6.7	Veränderungen in den familiären Beziehungen, schulische Belastungen und Zukunftsängste	145
6.8	Ritenarmut und der adoleszente Initialtraum: Kind bleiben oder Frau werden?	151
6.9	Selbstexploration in Tagebüchern, Blogs, WhatsApp, www.mädchen.de ..	154
7	Mütter und Töchter	158
7.1	Die Anfänge der Beziehung: Regression, Affektabstimmung und ein Gefährdungspotential	158
7.2	Gleichgeschlechtlichkeit von Mutter und Tochter: Identifikatorische Prozesse, frühe Aggression und die Kontamination von oraler und genitaler Erregung	163
7.3	Die Mutter als erste Lustquelle, sexuelle Verschmelzungsphantasien und Sexualität als trennendes Element	167
7.4	Wenn die Differenzierung misslingt: Intrusive Mütter und die Tochter als Selbstobjekt	169
7.5	»Mein Leben war, sie zu beleben«: Die depressive Mutter, ihre Tochter und die Gefahr der Parentifizierung	175
7.6	Das doppelte Gesicht der Mutter: Die Abspaltung der aggressiven Anteile und das Tabu der Mutter-Tochter-Aggression	179
7.7	Neid und Aggression als Reaktionen auf die Schwangerschaft und Sexualität der Mutter	183

7.8	Neid und Rivalität zwischen Mutter und Tochter in der Adoleszenz: Viele Konflikte, Geheimnisse und der Drang zu Unterleibsoperationen ...	186
7.9	Die berufstätige Mutter und ihre Tochter	190
8	Die Beziehung zum Vater	195
8.1	Die erste Liebesbeziehung ist nicht mehr ausschließlich die zur Mutter ..	195
8.2	Die Bindung an den Vater, seine Spielfeinfähigkeit und die triadische Kompetenz der Tochter	197
8.3	Der liebevolle Blick des Vaters: Spielpartner, Autonomieförderer, Lehrer	200
8.4	Die tüchtige Tochter und die (selektive) Identifizierung mit dem Vater	204
8.5	Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung der Weiblichkeit seiner Tochter	207
8.6	Begehren und begehrt werden: Das Mädchen in der Triade gegenüber dem Elternpaar	211
8.7	Vaterhunger auch bei Mädchen? Uninvolvierte Väter, Trennungsväter und der Tod des Vaters	216
8.8	Trans*gender Eltern und ihre Kinder – einige Perspektiven	222
9	Das Mädchen im Kreis von Freundinnen und Geschwistern	225
9.1	Neid und Eifersucht als Themen zwischen Geschwistern und Freundinnen	226
9.2	Geschwisterneid und Ungleichbehandlung	228
9.3	Nischenspezialisierung und der Kampf um Anerkennung	231
9.4	Die Position in der Geschwisterfolge: Älteste und jüngste Schwestern	233
9.5	Stützend und entwicklungsfördernd – aber auch inzestuöse Unterströmungen	237
9.6	Freundinnen: Warum sie so wichtig sind	239
9.7	Intimer Austausch – eine neue Qualität in Freundschafts- beziehungen weiblicher Jugendlicher	241
9.8	Mädchenfreundschaften: Hochintim, aber auch konfliktreich	242
9.9	Gefährliche Merkmale von Mädchenfreundschaften: Co-rumination und ein hohes Maß an relationaler Aggression	244
9.10	Mädchenspiele und miteinander geteilte Phantasien	246
9.11	Umgang mit der körperlichen Reife, homoerotische Erfahrungen und Schutz bei der Annäherung an »den Mann«	249

9.12	Kreative Hilfen: Die imaginäre Freundin	252
9.13	Mädchen und die sozialen Medien: Belonging or escaping?	254

10 Romantische Beziehungen und der Gebrauch des Körpers

als Wege zur Loslösung und Individuation		257
10.1	Warum sind romantische Beziehungen von Mädchen im therapeutischen Kontext wichtig?	258
10.2	Psychoanalytische Konzeptionen zu romantischen Beziehungen und die erste Liebe am Beispiel von Sigmund Freud und Karen Horney	259
10.3	Zwischen Symbiose und Individuation: Romantische Beziehungen als Wendepunkte in der Entwicklung des Mädchens	263
10.4	Phasen der romantischen Entwicklung: Wie entsteht »das Paar«?	266
10.5	Wirrwarr der Gefühle: Bindung, Erotik, Homoerotik	269
10.6	Noch Platz fürs Selbst: Ein spezifisch weibliches Problem?	274
10.7	Relativierung der mütterlichen Bedeutsamkeit – neue Freiheiten, neue Möglichkeiten? Wie passt das zur Reviktimisierung und zu Genitallängsten?	278
10.8	Vom eigenen Körper Gebrauch machen: Sexualität als Ausdruck der Sehnsucht nach der präödpalen Bemutterung und deren Abwehr	280
10.9	Die Bedeutung der frühkindlichen Erfahrungen für Sexualität, Schwangerschaft, Mutterschaft und Abtreibung bei jungen Mädchen ..	282
10.10	Romantische Beziehungen und Onlinedating	287

11 Mädchen und Bindung

11.1	Bindung, Mutterliebe und Emanzipation der berufstätigen Mutter	290
11.2	Widerstände gegen die Bindung und die heutige Bedeutung der Bindung	293
11.3	Das Bindungskonzept und seine Besonderheiten bei Kindern und Jugendlichen	295
11.4	Langdauernde Auswirkungen und die Zuordnung zu Krankheitsbildern	297
11.5	Elterliche Psychopathologie und Bindungsstörungen bei Mädchen	298
11.6	Allerdings: Mädchen in Kindergartenbetreuung profitieren	300
11.7	Mädchen mit Bindungsstörungen	302
11.8	Therapeutische Zugangsweisen zur Vermittlung von Bindungssicherheit	305

12 Mädchenkörper, Sexualität und Krankheit	309
12.1 Kleine Mädchen: Genitales Spiel, die zunehmende Entdeckung der Innergenitalität und Phantasien über Zeugung und Geburt	309
12.2 Körperbild, Attraktivität und Essverhalten	312
12.3 Menstruationserleben: Von der »Unreinheit« zu den »Feuchtgebieten«	315
12.4 »Geburtswehen« der Weiblichkeit in der Adoleszenz	319
12.5 Der Mann als Indikator und die Nähe zu traumatischen sexuellen Übergriffen	323
12.6 Körperinszenierungen: Essstörungen und Schnittsymptome	325
12.7 Trans*gender Mädchen und ihre Körper	331
12.8 Körperlich kranke Mädchen	333
13 Das friedfertige Mädchen? Mädchen als Täterinnen und die Bedeutung der Beziehungsaggression	343
13.1 Offen gezeigte Aggression: Bei Mädchen deutlich seltener	344
13.2 Die stärkere Emotions- und Verhaltenskontrolle bei Mädchen	347
13.3 Entwicklungsverlauf und Mädchenspezifische Aggression	349
13.4 Beziehungsaggression und Mobbing bei Mädchen	353
13.5 Aggression bei jugendlichen Paaren: Warum mehr Mädchen?	356
13.6 Mädchengewalt: Im Zunehmen begriffen?	360
13.7 Mädchen als Täterinnen im Missbrauchs-, Vernachlässigungs- und Misshandlungskontext	363
13.8 Bei schweren Gewaltformen: Kein Fall für das ambulante Einzelsetting	366
14 Andere Kulturen: Vernachlässigung und gesundheitliche Gefährdung von Töchtern	368
14.1 »Eigentlich ganz schön hier!« Geglückte Entwicklungen und der Kampf um die Integration der verschiedenen Identitäten	369
14.2 Welche Implikationen hat die Bevorzugung von Söhnen für Lebensbedingungen, Bildung, Gesundheitsstatus und Therapie von Mädchen?	371
14.3 Einflüsse der Weltreligionen auf die (sexuelle) Selbstbestimmung von Mädchen	373
14.4 Die »Hausfrauenfabrik«: Autonomiebestrebungen des Mädchens und strikte Erziehungshaltungen der Eltern	375

14.5	Therapeutische Arbeit mit adoptierten Mädchen	378
14.6	Verbrechen gegen Mädchen: Ehrenmorde, Genitalbeschneidung und Zwangsverheiratung	381
14.7	Unbegleitete minderjährige Flüchtlingsmädchen: Eine Heraus- forderung für die therapeutische Arbeit	386
15	Überlegungen zur Behandlungstechnik bei Mädchen	391
15.1	Die therapeutische Beziehung, Bindungsthemen, Mentalisierung und die »Unzerstörbarkeit« des Therapeuten, der Therapeutin	391
15.2	Stützung der Elternfunktionen, Hilfen bei der Mentalisierung	393
15.3	Begleitende Elternarbeit und Nebenübertragungen der Mutter	393
15.4	Sensibilisierung für Trennungserfahrungen	394
15.5	Strukturelle Defizite, Struktur Aufbau und Spezifika bei der Arbeit an der Strukturachse	395
15.6	Arbeit an inneren und äußeren Konflikten	396
15.7	Trennungsangst, Angst vor Liebesverlust und Separationsangst der Eltern	397
15.8	Die dunkle Seite der Beziehungsfähigkeit: Beziehungen als Risikofaktor und gefährliche Foren	398
15.9	Das Schuldthema, negative Übertragung und Übertragungs- widerstände	399
15.10	Die unmentalisierten Körpererfahrungen und der Körper in der Therapie	400
15.11	Der Spiegel des Selbst: Die Nutzung von Symbolisierung, Spiel und Selbstreflexion	401
15.12	Therapeutische Interventionen: »Etwas mehr als Deutung«, implizites Beziehungswissen und die Bedeutung von »ruptures«	402
	Literatur	404
	Die Autorin	425

Vorwort

Dieses Buch wäre wahrscheinlich ohne die freundliche, aber auch beharrliche Unterstützung von Hans Hopf nie geschrieben worden. Nachdem er 2014 mit seinem Buch über die *Psychoanalyse des Jungen* eine umfangreiche Anthologie des Jungen vorgelegt und in dieses Buch die ganze Kompetenz, Kreativität und Begeisterung eines erfahrenen Therapeuten – er ist sicherlich unser bekanntester Kinderanalytiker – hineingelegt hat, entstand die Idee, auch eine Psychoanalyse des Mädchens zu verfassen.

Ich habe lange gezögert – schließlich gibt es ja schon so viel über Weiblichkeit und Psychoanalyse, und dies seit Jahrzehnten: Was konnte ich da noch hinzufügen? Andererseits: In den frühen analytischen Schriften von Helene Deutsch und Karen Horney, erst recht aber in den analytischen Diskursen der Nachkriegszeit standen mehr die Mütter (oder Mütter und Töchter zusammen), seltener die Töchter im Vordergrund – wäre es da nicht an der Zeit, die Töchter etwas stärker in den Blick zu nehmen? Schließlich: Es gibt viele entwicklungspsychologische Befunde zu Mädchen – sollte ich da nicht als Entwicklungspsychologin versuchen, diese beiden Perspektiven, Psychoanalyse und Entwicklungspsychologie, stärker zusammenzubringen? Dies gilt ja insbesondere für Lebensbereiche des Mädchens, die in der Psychoanalyse gar nicht so bekannt sind – wie Freundschaftsbeziehungen, körperliche Entwicklung, die erste Liebe –, aber auch für die Mädchenspiele, die aggressiven Auseinandersetzungen mit den wichtigen Bezugspersonen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Gerade für Therapeuten und Therapeutinnen kann es hilfreich sein, Rahmendaten über nicht klinisch auffällige Mädchen zu haben, markieren sie doch Grenzen, um die Krankheitswertigkeit eines Verhaltens, einer Störung besser einschätzen zu können. Die zu starke Konzentration auf die Eltern, speziell die Mutter als Dritte im Bunde des therapeutischen Geschehens, fand ich ungut. Mädchen auf der Suche nach ihrer Identität zu begleiten und ihre einzigartigen, besonderen Charakteristiken herauszuarbeiten und Skotome wie die Aggressivität aufzugreifen, war mir wichtig.

Das Buch von Hans Hopf über Jungen ist unerschrocken und mutig, aber auch mutmachend – und es zeugt von einem unglaublich reichen theoretischen und the-

rapeutischen Wissen. Was konnte ich nun, in Ergänzung seines Werks, Neues über Mädchen berichten, was nicht schon in der jahrelangen Diskussion der Weiblichkeitstheorien immer und immer wieder beschworen worden war? Das konnte einen schon verzagt machen. Dann aber fiel mir auf, dass Mädchen viel stärker als Jungen zu Symbolisierungen neigen, in denen Beziehungen erprobt werden – seien es nun Tagbücher, Blogs oder Fantasiefreundinnen. Es hat mich sehr beschäftigt, was das bedeuten mag: Ist das ein Alleinstellungsmerkmal, etwas Besonderes, das nur Mädchen haben? Und wenn ja: Warum ist das der Fall? Ist das wirklich nur alles auf die *inner genitality* zurückzuführen, wie eine Autorin, Vera King (1997), behauptet? Oder ist das wiederum zu sehr von der Mutter aus gedacht? Auch die versteckte Aggressivität der Mädchen schien mir einer genaueren Beachtung wert.

Mein Interesse war geweckt, und nun gab es viel zu sichten und zu lesen, nicht nur psychoanalytische Theorie, sondern auch empirische Studien zu Mädchen, Behandlungsfälle mit Mädchen, und vor allem viel nachzudenken, nachzuspüren und zu verstehen, denn vieles bei Mädchen offenbart sich eher im Verborgenen. Ich habe, ausgehend von der Psychoanalyse, in sehr unterschiedlichen Bereichen gesucht, damit es zu einem Dialog zwischen den Disziplinen kommt und das Mädchen als eigenständiges Geschöpf ein bisschen deutlicher wird.

Eine Arbeit an einem Buch ist immer auch eine Konfrontation mit der eigenen Biographie, und mir wurde deutlich, wie viel Frauen meiner Generation, die in der Nachkriegszeit Töchter waren, mit einigen Mädchen heute, die wir in Therapien sehen, gemein haben. Es gab viele Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die alles andere als gern gesehen waren, die Familien waren groß (das hieß damals »kinderreich«), und die Kinder hatten oftmals Eltern, die durch Kriegsereignisse wie Tod und Trennung von früheren Partnern zusammengefunden hatten (heute würde man das »Patchworkfamilie« nennen) und versuchten, ihren Alltag in wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen zu stemmen (heute heißt das »prekäre Verhältnisse«). Väter waren oftmals nicht vorhanden: aufgrund von Tod, kriegsbedingten Beeinträchtigungen (wie von Luise Reddemann, 2015, und Hartmut Radebold, 2000, beschrieben) oder umfangreicher Berufstätigkeit als alleiniger Ernährer, und es gab viele alleinerziehende Mütter (»Kriegswitwen«). Unterschiedliche Konfessionen der Eltern galten als problematisch, das nannte man »Mischehe«. Aber eine große Familie und schwierige Verhältnisse enthalten auch ein Potential für Kreativität und Autonomie, und so möchte ich mich mit diesem Buch bei meiner Herkunftsfamilie bedanken, in der ich Tochter und Schwester war.

Das Buch folgt einer bestimmten Logik. Es beginnt mit Theorien über Weiblichkeit in der Psychoanalyse und greift dann die Entwicklung des Mädchens vom Babyalter bis zur Adoleszenz auf. Dann wird der intersubjektive Raum aufgefächert und – neben klinisch relevanten Aspekten der Beziehung des Mädchens zu beiden Eltern – die Bedeutung von Geschwistern, Freundinnen und romantischen Partnern betrachtet. Daran schließen sich Beobachtungen und klinische Befunde zu Aspekten an, die für die Therapie wichtig sind, wie Bindung, Aggression und Körper des Mädchens. Im letzten Kapitel werden einige Überlegungen zu mädchenspezifischen Behandlungstechniken dargestellt. Seit der Erstauflage 2017 sind einige Jahre vergangen, und so wurde es notwendig, in der überarbeiteten Neuauflage viele Aspekte zu ergänzen, die die Bedeutung der neuen Medien für Körperbild, Psychopathologie und Beziehungen aufgreifen, ebenso wie neue klinische Phänomene wie die zunehmende Anzahl von Mädchen, die sich in ihrem Körper nicht mehr wohl fühlen und lieber ein Junge, ein Mann werden wollen (»trans*gender«). Sexuelle Diversität ist inzwischen gesellschaftlich akzeptiert und keineswegs ein Behandlungsgrund. Allerdings ergeben sich bei LGBT-Eltern und ihren möglicherweise queeren Kindern einige neue Perspektiven, die auch für die therapeutische Praxis interessant sein können. Die neuen Medien haben in allen Lebensbereichen der Mädchen Einzug gehalten und die dortigen Möglichkeiten stehen vielfach in einem Kontrast zum therapeutischen Setting, das wir anbieten. Dass die Zahl der Mädchen zunimmt, die sich um einen Behandlungsplatz bemühen – wegen der fehlenden Bedarfsplanung stehen immer noch zu wenig Sitze für Kinder- und Jugendlichentherapeuten zur Verfügung – spricht dafür, dass ein stabiler Rahmen und klare Grenzen für sie zunehmend wichtiger werden.

Es ist mir ein besonders Anliegen, Kollegen und Kolleginnen aus der Supervisionsarbeit in einer Kinderpsychosomatik, einer Erziehungsberatungsstelle, einer psychiatrischen Praxisgemeinschaft, einem psychoanalytischen Ausbildungsinstitut und insbesondere den Patientinnen und ihren Eltern zu danken. Ein großes Dankeschön geht auch an Thomas Reichert für die sorgfältige Durchsicht und an Dr. Heinz Beyer und Sandra Aichele vom Klett-Cotta Verlag für die überaus kompetente Betreuung.

*Mainz, im Frühjahr 2025
Inge Seiffge-Krenke*

KAPITEL 1

Hurra – ein Mädchen?! Der Wunsch nach einem Mädchen und das Verhalten von Eltern gegenüber Töchtern

Heutzutage scheint zumindest in der westlichen Welt der Geschlechtswunsch relativ gleichmäßig auf Jungen und Mädchen verteilt, und in Deutschland werden auch (fast) gleich viele Töchter wie Söhne geboren. Welches Geschlecht das Baby hat, ist für die Eltern eine spannende Frage – bevor Ultraschall oder sogar erst die Geburt endlich Gewissheit verschaffen.

Wie man das Geschlecht beeinflusst, darüber gibt es schon seit vielen Jahrhunderten die verrücktesten Strategien und Ammenmärchen. Sie zeigen insgesamt eine erschreckend negative Haltung gegenüber der Geburt von Töchtern, aber auch oftmals eine sehr vernachlässigendes Verhalten gegenüber der Erziehung dieser Töchter, von dem wir gegenwärtig durchaus noch Spuren finden können. In Kapitel 14 werde ich dann auf die gesundheitlichen Gefährdungen dieser unerwünschten Mädchen eingehen.

Im therapeutischen Raum stößt man allerdings auch heute noch bisweilen auf eher unbewusste Wünsche und Tendenzen, die das Geschlecht des Kindes betreffen. Auch bei einer geschlechtsneutralen Erziehung, wie wir sie heute in vielen westlichen Industrieländern haben, gibt es manchmal ein Betrauern, dass es doch kein Sohn geworden ist, und das reale und das imaginäre Baby müssen zusammengebracht werden, was für manche Eltern ein schmerzlicher Lernprozess ist; denn der Wunsch nach einem bestimmten Geschlecht hängt auch mit der Biographie der Eltern zusammen.

1.1 Die Geburt eines Mädchens als Makel – in einigen Ländern

Schockierende Dokumentationen wie die von *Phoenix* am 1.5.2016 über Kinder, die tot auf Müllplätzen in Karatschi gefunden werden (*Die Kinder von Karachi*. Film von Gábor Halász), verdeutlichen, dass es nicht in allen Kulturen Lebensbedingungen und Einstellungen gibt, die Kindern ein Überleben ermöglichen. Zweimal in der Woche fahren Helfer auf die Müllkippe und suchen nach toten oder noch lebenden Babys – die meisten davon sind Mädchen. Ein freiwilliges Helferteam geht durch die Straßen, um die Polioimpfung kleiner Kinder zu ermöglichen – oft unter Lebensgefahr, denn die Polioimpfung ist durch die Taliban verboten und es vergeht kaum ein Tag, an dem keine Bombe explodiert. Wiederum sind Mädchen in der schlechteren Position – es werden vor allem Jungen gebracht und geimpft.

In manchen Kulturen galt und gilt es als ein Makel, wenn ein Mädchen geboren wurde. Die Frau gilt als Versagerin, wenn sie ihrem Mann keinen Sohn geboren hat. Zwei Beispiele mögen das illustrieren:

Sohnpräferenz in Indien und China

Wir wissen inzwischen, dass chinesische Kinder wieder Geschwister haben können. China hat die seit 1979 bestehende Ein-Kind-Politik für beendet erklärt. Die Nebenwirkungen des Gesellschaftsversuchs waren am Ende zu groß. Weil sich die meisten Paare einen Jungen wünschten, wurden weibliche Föten abgetrieben. Nun fehlen die Frauen im Land, die Zahl der frustrierten Single-Männer ist hoch, die Gesellschaft droht zu vergreisen. Die Idee, dass der Staat als oberster Geburtenplaner auftritt, hat ziemliche Kratzer bekommen (*Süddeutsche Zeitung*, 31.10.2015, S. 23).

Vor einer ähnlichen Situation steht Indien: Die indische Geburtenkontroll-Politik mit Sterilisations- und Verhütungsprogrammen hat wie in China vor allem den Effekt, dass sehr viel weniger Mädchen geboren werden, so dass indische Männer inzwischen, ähnlich wie die chinesischen Männer, im Ausland auf Brautschau bzw. Brautkauf gehen müssen. Wie ich in Kapitel 14 zeige, hat die starke Sohnorientierung dramatische Auswirkungen auf die Lebenssituation, die Gesundheit und die Bildung der Mädchen in Indien.

Über viele Jahrhunderte war Bevölkerungspolitik vor allem Wachstumspolitik. Menschen waren knapp, nach Kriegen, Hungersnöten und Seuchen war es wichtig, dass viele Babys geboren wurden, und angesichts der mangelnden Geburtenkontrolle und kirchlicher Interventionen (»Seid fruchtbar und mehret Euch«) war dies auch erwünscht bzw. nicht zu verhindern. Dabei hatten Mädchen und Frauen genauso

ihren Platz und ihre Aufgabe in der Familie und Gesellschaft wie Jungen und Männer. Zwar wurden Söhne traditionell bevorzugt, solange das Erbrecht am erstgeborenen Sohn festgemacht wurde, aber Töchter waren auch willkommen, sicherten sie doch Pflege und Unterstützung für die alten Eltern.

Auch Töchter sind »nützlich«

Die gelungene Heiratspolitik der Habsburger, allen voran Maria Theresia (1717–1780) mit ihren vielen Töchtern, die sie mit anderen Herrscherhäusern verheiratete (»Kriege führen mögen andere, du, glückliches Österreich, heirate«) illustriert, dass Töchter sehr nützlich sein konnten. Maria Theresia war nicht nur eine große Kriegerin, sondern auch eine weitblickende Reformerin (Hamann, 2011). Die Erbfolge war, falls kein männlicher Erbe da war, auf eine Tochter möglich, und die von ihr 1774 erlassene Schulordnung legte eine sechsjährige Schulpflicht für Jungen und Mädchen fest. Ihre Töchter verheiratete sie geschickt, nur einer der Töchter wurde eine Liebesheirat zugestanden. Berühmtestes Beispiel für den »Nutzen« von Töchtern ist Maria Antonia, die als Marie Antoinette Königin von Frankreich wurde (und auf dem Schafott endete).

Wie die Ausstellung *Frauensache: Die Frauen der Hohenzollern* in Berlin 2015 zeigte, war die Heiratspolitik der Hohenzollern ähnlich erfolgreich: Ehen verankerten die Hohenzollern in ganz Europa. Von Italien bis Dänemark, von England bis nach Russland reichte das von den Frauen geknüpfte Netzwerk. Sie wurden nicht nach Zuneigung, sondern nach politischen Überlegungen verheiratet, legten aber eine bemerkenswerte Kompetenz und Expertise an den Tag, was das Networking angeht. Heute werden zwar weniger Schüsse abgefeuert, wenn ein Mädchen (im Vergleich zu einem Sohn) in den royalen Häusern geboren wird, so dass das »Hurra, ein Mädchen!« etwas weniger laut ausfällt, doch die Tatsache, dass in allen europäischen Herrscherhäusern kurzerhand die Gesetzgebung geändert und eine Thronfolge der Töchter möglich ist, verdeutlicht, dass Gleichberechtigung angestrebt und realisiert wird.

Mädchenopfer zu Ehren einer Kriegerin

Es gibt einige Kulturen, in denen Mädchen, vor allem Häuptlingstöchtern, eine herausragende Position zukam. In der Nähe einer Pyramide, der Huaca Cao Viejo im Norden Perus, entdeckten Forscher 2006 die Mumie eines jungen Mädchens – bestattet in einem prunkvollen Grab, eingewickelt in Hunderte Meter Baumwollstoff;

das Mädchen war offenbar geopfert worden. Das Seil, mit dem es erwürgt wurde, hing noch um seinen Hals. Eine Datierung mit dem Radiokarbon-Verfahren ergab, dass das Seil aus der Zeit um das Jahr 450 stammt. Noch erstaunlicher als der Schmuck, die Halbedelsteine, waren die Tätowierungen auf dem Körper der Bestatteten, die Bären und mythische Wesen zeigen. Außerdem fanden Archäologen als Beigabe zahlreiche Waffen. Zwei zeremonielle Keulen und 28 sogenannte Speerschleudern – Stöcke, welche die Reichweite und Durchschlagskraft eines Speers enorm erhöhen – befanden sich in dem Grab. Man vermutet, dass es sich bei dem Mädchen um eine junge Kriegerin handelt. Mädchenopfer sind aus anderen Funden in Peru bekannt, und sie waren für die Betroffenen eine Ehre. Heute erscheint es als erstaunlich, wie die auserwählten Mädchen, häufig Häuptlingstöchter, den beschwerlichen Aufstieg in große Höhen (4000 m) ohne Essen, nur mit ihren Waffen und vermutlich Kokablättern, geschafft haben.

»Töchter der Erde«: Mädchen in matrilinearen Kulturen

Ein hoher Status von Mädchen wird auch in Bezug auf matrilineare Kulturen berichtet, bei denen die individuellen Rechte und Pflichten, insbesondere die Erbensprüche, nach der Deszendenz aus der mütterlichen Linie abgeleitet wurden (Bronowski, 1979). Entscheidend ist dabei die weibliche Abstammung der Vorfahren (*uterine* Deszendenz: »Nachkommen aus der Gebärmutter«), die Linie läuft über die Mutter, deren Mutter (Großmutter), wiederum deren Mutter (Urgroßmutter) und so weiter zurück bis zu einer Stammutter. Solche einlinigen Abstammungsregeln – nur über die mütterliche oder nur über die Linie der Väter – finden sich in ethnischen Gruppen, in denen es wichtige Güter wie Land und Vieh aufzuteilen und zu vererben galt. Allerdings wurden auch in solchen Gesellschaften politische und repräsentative Aufgaben in der Regel von Männern wahrgenommen. Im Jahre 1998 verzeichnete der *Ethnographic Atlas* 160 rein matrilineare Ethnien, das sind rund 13 % der weltweit erfassten 1267 Ethnien.

Ein Beispiel für solche Familien und Erbschaftsverhältnisse, die mit einer besonderen Wertschätzung von Töchtern einhergehen, sind die Tuareg in Nordafrika und viele Indianerstämme, wie die Navajo und Zuñi in New Mexiko sowie die Hopi in Arizona, USA. In ihrem Buch *Töchter der Erde* beschreibt Carolyn Niethammer (1977; dt. 1985 unter diesem Titel) das Leben der Navajo-Mädchen. Nach der Verheiratung zog die junge Frau nahe zu ihrer Mutter, ihre Geschwister halfen ihr bei der Aufzucht ihrer Kinder. Es gab bei der Geburt keine Geschlechterpräferenz, das Wichtigste war, dass das Baby »strong« war, also stark und gesund. Die Mädchenerziehung um-

schloss das Herstellen der Lebensmittel (»grinding corn«), Pflanzungen, aber auch Beteiligung an der Jagd, so dass jedes Mädchen früh schwimmen, reiten sowie den Umgang mit Werkzeug und Waffen lernte. Es gab Rituale bei der ersten Menstruation der Tochter (Menarche); ganz generell gab es in Bezug auf die Menstruation der Tochter viele Tabus und Gebräuche, die von der Zuschreibung einer Macht des weiblichen Bluts zeugen. In der Gegenwart gibt es allerdings in vielen großen Weltreligionen eine Ignoranz gegenüber Frauen und ihre Entmachtung, eine Situation, die trotz aller Reformbemühungen immer noch deutlich ist und die sich auch auf die Lebensbedingungen und den Gesundheitsstatus von Mädchen auswirkt.

1.2 Wunschbaby Mädchen

Wenn man in die vergangenen Jahrhunderte zurückblickt, bis in die jüngste Zeit, so fällt, von Ausnahmen abgesehen, eine relativ starke Vernachlässigung von Mädchen auf. Lange Zeit wurden erstgeborene Söhne bevorzugt. Die Geburt von Mädchen ist zwar nicht mehr länger ein Makel, aber es sind doch noch einige negative Unterströmungen nachweisbar. Auffällig ist auch eine Tendenz zur Verkitschung und Kommerzialisierung der Geburt eines Mädchens in manchen Kreisen und ein intensives Bestreben (mancher) Eltern, das Geschlecht ihres Kindes (mit)zu bestimmen.

Bis in die jüngste Zeit wirksam: Mädchen sind eine Belastung

Die Vorstellung eines Makels ist in der heutigen westlichen Welt nicht mehr üblich, doch ist auffällig, dass es immer noch »Alltagsweisheiten« gibt, die darauf hindeuten, dass die Geburt eines Sohnes ein positiver konnotiertes Ereignis ist. So wird der Schwangeren, wenn sie rund, gesund und vital ist, häufig auf den Kopf zu gesagt, sie erwarte einen Jungen. Ist sie dagegen wehleidig, leidet unter zahlreichen Schwangerschaftsbeschwerden und nicht dick genug, vermutet man ein Mädchen.

Diese Zuschreibungen waren vor einigen Jahrzehnten noch viel massiver und hängen generell mit dem niedrigen Status und den geringen Rechten von Frauen und Mädchen zusammen. Über viele Jahrhunderte und bis ins 20. Jahrhundert hinein wurden Jungen in Europa, besonders erstgeborene, bevorzugt, besser gekleidet, besser erzogen (Seiffge-Krenke, 2022a). Mädchen wurde bis ins 19. Jahrhundert der Zugang zur Berufsausbildung, von Ausnahmen abgesehen, verwehrt. In Deutschland konnten Mädchen erst ab 1900 studieren. Viele begabte Mädchen, so Rosa Luxemburg aus Polen, kamen zum Studium in die Schweiz, wo Mädchen schon ab

1864 zugelassen worden waren. In Deutschland gab es nur wenige Studentinnen, und ihnen waren bestimmte Fächer wie Medizin verwehrt (vgl. das in Kapitel 2.2 zu Helene Deutsch Ausgeführte).

Trotz der potenziellen Schul-, Berufs- und Studienmöglichkeiten: Bis etwa in die 1960 Jahre herrschte in Deutschland eine Sicht der Mädchenerziehung vor, die an das gemahnt, was wir heute bei manchen strenggläubigen Familien mit Migrationshintergrund, insbesondere aus einigen asiatischen und muslimischen Ländern, bestaunen, abwerten, ungläubig wahrnehmen: Die Ausbildung galt als kurzer Zwischenstopp bis zum eigentlichen Ziel – Hausfrau und Mutter, und bis 1973 konnte eine junge Frau in Deutschland nicht berufstätig sein, wenn es ihr Ehemann verbot. Die Altersgrenze bis zu Volljährigkeit war hoch, 21 Jahre, das Alter bei der Heirat niedrig und signalisierte, zusammen mit der Jungfräulichkeit, dass die junge Frau praktisch von der kindlichen Abhängigkeit in der Familie, unter dem mehr oder weniger autoritären Regime des Vaters, dem zukünftigen Ehemann in eine nur wenige Freiheitsgrade aufweisende Ehe übergeben wurde. Die Fortsetzung der patrilinealen Linie war, durch Annahme des Namens des Ehemannes, unterbrochen, und man konnte sich keine finanzielle Unterstützung, sondern bestenfalls eine emotionale und tatkräftige Versorgung im Alter von den Töchtern erwarten. Dies wirkte sich auch auf den Wunsch aus, lieber Söhne als Töchter zu bekommen, und darauf, dass Frauen, die Söhne geboren hatten, besonders beglückwünscht wurden.

Der in Deutschland bis in die 1960 bzw. 1970er Jahre gepflegte Brauch, das der Vater bzw. die Familie von Töchtern deren Aussteuer zu erwirtschaften habe, konnte natürlich einen Vater vieler Töchter durchaus in den finanziellen Ruin treiben. Die bange Sorge meines Vaters, der bereits zwei seiner fünf Töchter mit einer Aussteuer verheiratet hatte, wie er denn das Geld für die restlichen drei aufbringen solle, wurde allerdings durch eine zunehmende Liberalisierung in Deutschland mit einer Emanzipation der Töchter, die dann ihr eigenes Geld verdienten und keinen Vater oder Mann als Ernährer brauchten, hinfällig.

Die moderne Medizin und der Baby-Geschlechtsrechner

Und wie sehen das Eltern heute? Besonders bei Paaren, die bereits Eltern von einem oder mehreren Kindern sind, ist der Kinderwunsch nicht selten mit dem nach einem bestimmten Geschlecht verbunden. Das Geschlecht des Wunschbabys wird durch das Spermium bestimmt, welches die Eizelle befruchtet hat. Denn während die Eizelle nur die Anlage für weibliche Nachkommen enthält, gibt es Spermien mit einem weiblichen X- oder einem männlichen Y-Chromosom. Soll das Wunschbaby ein Mäd-

chen sein, beschäftigen sich einige Eltern mit den unterschiedlichsten Theorien und Ansätzen. So soll man z. B. viele Milchprodukte zu sich nehmen, wenn es ein Mädchen werden soll; für einen Jungen werden dagegen besonders würzige und salzige Speisen empfohlen. Auch eine möglichst genaue Bestimmung des Eisprungs und damit der fruchtbaren Tage kann helfen, dem entsprechenden Wunschbaby etwas näher zu kommen. Man benutzt hierbei das Wissen, dass männliche Spermien zwar schneller sind als weibliche, dafür aber auch früher absterben.

Manche Frauen, die schwanger sind und gerne wissen möchten, ob es ein Junge oder Mädchen wird – wenn der Ultraschall etwa ein unklares Ergebnis erbracht hat –, benutzen dazu einen Baby-Geschlechtsrechner aus dem Internet. Allerdings gibt es heute zahlreiche relevantere medizinische Methoden, um das Geschlecht des Babys schon vor der Geburt zu ermitteln. Rein technisch gesehen kann man heute den Traum »Wunschbaby soll ein Mädchen sein« künstlich beeinflussen. Dabei werden vorab entweder im Labor männliche und weibliche Spermien voneinander getrennt und gezielt eingesetzt oder in vitro gezeugte Embryonen werden mittels Präimplantationsdiagnostik auf ihr Geschlecht hin untersucht und nur passende in die Gebärmutter der zukünftigen Mutter eingepflanzt. Ethisch gesehen sind beide Verfahren sehr umstritten und in vielen Ländern entweder komplett verboten oder sie dürfen nur unter strengsten ethischen Kriterien, wenn eine bestimmte Erkrankung des Erbgutes vorliegt und diese nur in männlicher oder weiblicher Erbfolge auftritt, eingesetzt werden.

Antiker Mythos: Mädchen kommen aus dem linken Hoden

Wird es ein Junge oder ein Mädchen? Diese Frage beschäftigt die Menschheit schon seit mehr als 4000 Jahren. Mindestens ebenso lange versucht sie, auf die eine oder andere Weise das Geschlecht ihrer Nachkommen schon vor oder während der Zeugung festzulegen – und ist dabei mehr oder minder erfolgreich.

Die Ägypter erkannten bereits um 2000 v. Chr. die Bedeutung der Hoden für die Fortpflanzung und sie wussten auch, dass kastrierte Männer ihre Zeugungsfähigkeit verlieren. Rituale und Aberglauben prägten die Vorstellungen über Schwangerschaft und Geburt bis weit in das Mittelalter hinein. War eine Frau schwanger, wurde überall nach »Zeichen« für das Geschlecht des Kindes gesucht. Der französische Historiker Jacques Gélis zitiert in einem seiner Werke folgende Volksweisheiten:

»Wenn die Mutter blass und bedächtig ist, links und tief trägt, schon älter ist, ein trockenes und warmes Temperament hat, dann wird es ein Mädchen. Wenn die Mutter dagegen blühend und fröhlich ist, rechts und hoch trägt, jung und feurig ist, ein frisches und feuchtes Temperament hat, dann wird es ein Knabe.«

Eines konnte seit der Antike jedoch zuverlässig geklärt werden: dass es zur Zeugung eines Kindes einer Eizelle und eines Spermiums bedarf. Der griechische Philosoph Anaxagoras vermutete, dass die Spermien aus dem linken Hoden Mädchen und die aus dem richtigen, dem »rechten« natürlich, Jungen produzierten. Den Möchtegern-Vätern eines Stammhalters empfahl er, sich bei der Zeugung einfach den falschen Hoden abzubinden. Manche französische Adelige wählten die endgültigere Variante und ließen sich den linken Hoden lieber gleich ganz entfernen, was ihnen den ersehnten männlichen Erben garantieren sollte. Auch im 17. Jahrhundert ging das ärztliche Wissen bezüglich der Geschlechtsprognose nicht über die Weisheiten der Antike hinaus; Vorhersagen beruhten auf den ersten Kindsbewegungen. Jungen, so nahm man an, entwickelten sich schneller als Mädchen, deshalb könne die Schwangere, wenn sie einen Jungen erwarte, bereits im dritten Schwangerschaftsmonat Kindsbewegungen spüren, bei Mädchen erst im vierten. Hinter allen Geschlechtsprognosen und Praktiken verbarg sich der Wunsch nach einem Sohn, einem Erben und Stammhalter.

In schlechten Zeiten werden mehr Mädchen geboren

Es gibt statistische Daten, die zeigen, dass die Sterblichkeitsrate der Föten und Babys in Abhängigkeit vom Geschlecht insgesamt auf der Welt unterschiedlich ist, ganz abgesehen von Ländern, in denen weibliche Embryonen systematisch getötet werden. 2014 hatten Forscher in BMC Medicine berichtet, dass späte Fehlgeburten bei Jungen häufiger vorkommen als bei Mädchen. Das Risiko sei rund 10 % höher; sie hatten mehr als 30 Millionen Geburten weltweit in ihre Analyse einbezogen.

Allerdings können auch Umweltbedingungen das Geschlechterverhältnis beeinflussen. So kamen US-Wissenschaftler 2013 zu dem Ergebnis, dass in Hungerphasen mehr Mädchen als Jungen geboren werden. Sie hatten die Daten von Neugeborenen analysiert, die während und nach der großen Hungersnot in China zwischen 1959 und 1961 zur Welt kamen. Vorherige Studien zu den Auswirkungen anderer Hungersnöte hatten ähnliche Ergebnisse geliefert. Warum in schlechten Zeiten mehr Mädchen geboren werden, sei unklar, es gebe aber die Theorie, dass weibliche Ungeborene »anspruchsloser« sind.

Die Kommerzialisierung des Wunsches nach einer Tochter

In Deutschland werden 48,8 % Mädchen und 51,2 % Jungen geboren und damit etwas weniger, als die Gleichverteilung erwarten ließe. Der Wunsch und die reale Geburtenrate sprechen insgesamt für eine geschlechtsneutrale Familienplanung. Der Wunsch nach einem Mädchen wird auch kommerziell stark vermarktet. Das Internet ist voll von Botschaften wie:

»Komme von der Frauenärztin, die mir gezeigt hat, dass es ein Mädchen wird. Deutlicher geht es nicht. Habe mir auf dem Weg nach Hause ein paar rosa Babyschuhe gekauft.« Silke, 24. SSW

Inzwischen gibt es einen riesigen Markt: Man kann eine rosa Babyfahne kaufen (»Hurra ein Mädchen!«), die man mit Saugnäpfen ins Fenster kleben kann, oder rosa Luftballons (»It's a girl!«) oder rosa Girlanden mit rosa Babysöckchen oder Karten, die man zur Geburt verschicken kann, alles in Rosa, einschließlich passender Gedichte für die Tochter. Das geht von der rosa Baby-Ausstattung und den rosa Windeln für Mädchen dann nahtlos über in den Prinzessin Lilifee-Shop, wo man alles, vom Rucksack über die Kleidung zum Spielzeug, online kaufen kann, am häufigsten in Rosa mit Glitzer. Für Eltern, die sich nicht so stromlinienförmig in die rosa Welle einordnen wollen, wird die Auswahl schwierig.

1.3 Die psychoanalytische Sicht: Homme manque und naive Theorien bis 1960

Die Psychoanalyse interessiert sich natürlich für die unbewusste Seite und sie geht davon aus, dass es einen entscheidenden Unterschied für Mutter und Vater macht, ob sie eine Tochter erwarten oder einen Sohn. Eingebettet in die damalige gesellschaftliche Ordnung und Sicht, hat Freud postuliert, dass sich eine Frau erst durch die Geburt eines Sohnes narzisstisch komplett fühlen kann. Das entspricht der damaligen Sicht der Minderwertigkeit der Frau (homme manque) und ihrer Aufwertung bzw. Komplettierung durch den (kleinen) Mann. Aber auch in den Mythen und Ratschlägen für schwangere Frauen, die ein Mädchen erwarten, wird die negative Sicht deutlich.

Wie bereits geschildert, ließ sich dies bis in die 1960er Jahre nachweisen. Ich kann mich noch an die mitleidigen Blicke von Frauen erinnern, die eine erschöpft aussehende Schwangere, die unter vielen Schwangerschaftsbeschwerden litt, mit: »Be-

stimmt wird es ein Mädchen!«, »trösteten« bzw. eine rundherum zufriedene Schwangere mit der aufmunternden Bemerkungen: »Ihnen geht es gut, bestimmt erwarten Sie einen Jungen«, bedachten. Diese »Vorzeichen« wurden auch deshalb so wichtig, weil es noch keinen Möglichkeiten gab, das Geschlecht des Kindes vor der Geburt zu bestimmen, und man an allen möglichen Stimmungen, äußeren Merkmalen der Schwangeren, gar ihren Essensgewohnheiten festmachte, ob das Kind ein Mädchen oder ein Junge werden sollte. In diesen Zusammenhang gehört auch ein Vorurteil, das damals üblich war und sich teilweise auch heute noch abgeschwächt findet, nach dem ein Junge der Schwangeren Schönheit schenkt, während ein Mädchen sie ihr natürlich nehmen muss. Die Botschaft war damals: Ein Sohn präsentiert alles Gute, Schöne und Edle, eine Tochter das genaue Gegenteil.

Lang ersehntes Mädchen

Allerdings: Nicht immer war der Sohn das, was in einer Familie ersehnt war – insbesondere dann nicht, wenn schon viele Söhne geboren waren. In den Lebenserinnerungen von Anna Freud-Bernays, der ältesten Schwester Sigmund Freuds, die den Bruder seiner Frau Martha geheiratet hatte und durch die Auswanderung dem Schicksal der anderen vier Schwestern Freuds entging, die 1942/1943 in Theresienstadt hochbetagt ermordet wurden, findet sich eine solche Schilderung:

»Wohl selten ist die Geburt eines Mädchens mit mehr Freude begrüßt worden als die meine. War ich doch nach vier Söhnen als erste Tochter gefolgt, denn mein Vater (Jakob Freud) hatte drei Söhne aus erster Ehe, und auch der Erstgeborene aus der zweiten Ehe mit meiner Mutter (Amalie Freud, geb. Nathanson) war ein Sohn gewesen ... Meine ersten Erinnerungen reichten bis zu meinem fünften Jahr zurück, wo ich bereits die Älteste von vier Mädchen und der Liebling unserer Großmutter (Martha Freud) war, die mich für den Sommer zu sich nach Grinzing nahm ...« (Freud-Bernays, 2006, S. 11)

Insbesondere bevor das Kind geboren ist, spielen Phantasien der werdenden Eltern über Aussehen, Charakter, aber auch Geschlecht eine große Rolle.

1.4 Das imaginäre und das reale Mädchen: Betrauern des Geschlechts

Phantasien über das Baby und speziell sein Geschlecht beginnen schon lange vor der Geburt. Schon dann beginnen Zuschreibungen, wie wir im nächsten Abschnitt noch sehen werden, und diese sind auch nach der Geburt vorhanden und stark: Schon kurz nach der Geburt wird das Babymädchen als Schreihals oder Prinzessin bezeichnet (Stern & Bruschteiler-Stern, 2014), oft indem man eigene Persönlichkeitsmerkmale auf das Baby projiziert. Auch bei der Wahl des Namens wird oft deutlich, was die Mutter, der Vater vom Baby erwarten. Der Brauch, den Vornamen der Mutter als zweiten Vornamen zu wählen, deutet ebenfalls darauf hin. Solche Phantasien sind wichtig, allerdings müssen nach der Geburt das phantasierte und das reale Kind in Verbindung gebracht werden.

Jean-Louis Trintignants Mutter hatte sich immer als zweites Kind eine Tochter gewünscht und war dann sehr enttäuscht, als es wiederum ein Sohn wurde. Bis zum Alter von sechs Jahren wurde Jean-Louis in Mädchenkleider gesteckt und sieht auf Bildern wirklich allerliebste aus mit seinem zarten Gesicht und seinen feinen Locken. Als er aber dann im Alter von sechs Jahren beim Urinieren das Kleid nass machte, war es vorbei: Das reale Kind wurde akzeptiert und er durfte Hosen tragen.

Trauerarbeit bei der Mutter – und Wut bei den Geschwistern

Andere Beispiele zeigen, wie lange Mütter bzw. Eltern trauern, die sich einen Jungen gewünscht haben, und wie das dann die Tochter erlebt, die ein Junge hätte werden sollen:

Die 24-jährige Franziska stammt aus einer Flüchtlingsfamilie, die nach Deutschland gekommen ist. Ihre sehr junge Mutter hatte den wesentlich älteren Vater, einen ortsbekannten Hallodri und Schürzenjäger, geheiratet und war sehr schnell schwanger geworden. In schneller Folge wurden vier Kinder geboren. Die Patientin, die an einer Essstörung leidet, ist die älteste der vier Schwestern, die – so der Wunsch der Eltern – Söhne hatten werden sollen. Angeblich hat die Großmutter den Vater nach der Geburt der letzten Tochter geohrfeigt, berichtet die Patientin. Alle Mädchen hatten auch einen Jungennamen, mit dem sie gerufen wurden, und die Patientin hat die Abwertung, ein Mädchen zu sein, sehr massiv erlebt. Sie

schildert ihre Kindheit in trostlosen Farben und insbesondere die Depressivität ihrer Mutter, die sich von dem Makel, nur Mädchen geboren zu haben, nicht befreien konnte.

Die Patientin berichtet in der Analyse von einem immer wiederkehrenden Traum: Ihre Mutter hätte sich darin im Kreißbett nach vorne gebeugt, um zu schauen, ob das Kind gesund sei – behauptete die Mutter. Die Tochter, die Patientin, ist dagegen überzeugt, dass sie sich nach vorne beugte, um zu sehen, ob es ein Junge ist. Dann war jedes Mal die Enttäuschung groß, wenn es wieder ein Mädchen war.

In der Analyse der Patientin spielte die Depressivität der Mutter eine große Rolle und auch ihr Gefühl, nicht genügend zu sein, weniger wert zu sein. Zugleich wurde offenkundig, wie sehr der »gut ausgestattete Vater« im Verborgenen bewundert wurde. Sie hatte sich übrigens einen ebenso hübschen und attraktiven Freund zugelegt. Eine schwere Belastungsprobe für die Patientin stellte die Schwangerschaft der Therapeutin dar, die, wie sich dann herausstellte, einen Jungen bekam. In der Behandlung ging es im letzten Drittel viel um die eigene Wut der Patientin (auf die Mutter, auf die Therapeutin), aber auch um Verständnis für die (pathologische) Trauerarbeit bei der Mutter.

Das imaginierte Baby erfüllt die Bedürfnisse der Eltern

Einige Mütter (und Väter) erwarten, dass das Baby ihre persönlichen Bedürfnisse, Ambitionen und Wünsche erfüllt und so auch einige Misserfolge und Enttäuschungen ausbügelt. Vor kurzem berichtete der Mann einer Ausbildungskandidatin, die vor einigen Monaten ihr erstes Kind, ein Mädchen, geboren hatte, er wünsche sich bald eine zweite Tochter, und die solle so schwarzhaarig werden wie seine Frau mit ihren wunderschönen, dichten, schwarzen Haaren. Die erstgeborene Tochter sei dagegen blond und mit ihren schütterten Haaren (das Baby ist 8 Monate alt!) eher ihm ähnlich.

Was imaginäre Babys angeht, so nennen Stern & Bruschweiler-Stern (2014) folgende Konstellationen:

- *das Baby als Entschädigung*: Das Baby soll die bedingungslose Liebe sichern, nach der sich die Mutter gesehnt, die sie selbst aber nicht kennengelernt hat;
- *das Baby als Ersatz*: Dies tritt besonders häufig auf, wenn die Mutter während oder kurz vor der Schwangerschaft/Geburt einen Menschen verloren hat;

- *das Baby als Antidepressivum*: Die Mutter benutzt das Baby unbewusst dazu, sich lebendig zu fühlen;
- *das Baby als Bindemittel*: Das Baby wird benutzt, um eine bedrohte Ehe bzw. Beziehung zu retten;
- *das Baby als Konkurrent*: Das Baby wird als Konkurrenz erlebt, besonders vom Vater bezüglich der Liebe seiner Frau;
- *das Baby als Geschenk*: von der Frau an den Mann, wenn er keinen so starken Kinderwunsch hat wie sie.

Nach der Geburt trifft das imaginierte Baby auf das reale Baby. Ein solches imaginiertes Baby verschwindet allerdings nicht ganz. Es werden einige Korrekturen am Bild vorgenommen, aber dennoch bleibt noch lange Zeit eine Erwartung, eine Wunschvorstellung bestehen, und wenn das reale Baby dann ganz anders ist, ist das eine große Enttäuschung. Dies müssen wir auch beim Babymädchen bedenken, das vielleicht so ganz anders ist, als die Eltern es erwartet hatten – und das vielleicht ein Junge hätte werden sollen.

1.5 Ein Mädchen wird »gemacht«

Ob man sich über die Geburt eines Mädchens freut, hängt, wie beschrieben, von der Stellung und Funktion von Töchtern in der Familie ab und hat sich historisch sehr verändert. Es war ein langer Weg bis zur Geschlechtergleichheit, wie er beispielsweise im Grundgesetz in Deutschland 1949 festgehalten ist, und es dauerte noch eine Weile, bis durch weitere Gesetze auch die formalen Voraussetzungen für diese Gleichheit geschaffen wurden; bis heute sind Ungleichheiten in einigen Bereichen (wie Lohn) nachweisbar.

Die jeweils bestehenden Gesetze und ein allgemeiner Wandel in den Erziehungshaltungen seit 1960 hatten auch Auswirkungen darauf, wie Eltern Töchter damals – die heutigen Großmütter – und diese ihre Töchter, die heutigen Mütter, erzogen. Nun spielt zwar in der Tat die Biologie eine Rolle, aber ein Mädchen wird letztendlich auch durch seine Eltern und seine Umgebung »gemacht«. Dabei hilft die Konsumgüterindustrie bereits nach der Geburt heute kräftig mit (»Hurra – ein Mädchen!«-Flagge).

Genetische Ausstattung, Biologie und Einflüsse der Umgebung

Das Geschlecht ist natürlich biologisch determiniert, und bei den meisten Völkern der Erde gibt es auch nur zwei Geschlechter, männlich und weiblich. Die Untersuchungen an Neandertalern zeigten, dass die Morphologie von Männern und Frauen noch gleich war, was darauf schließen lässt, dass noch keine strenge Arbeitsteilung vorlag. Mit der Herstellung von Steinwerkzeugen und dem beginnenden Ackerbau wurden Unterschiede deutlicher. Erste dreidimensionale Skulpturen zeigten meistens weibliche Figuren mit stark hervorgehobenen Geschlechtsmerkmalen wie großen Brüsten und breitem Becken (Venusfigurinen). Eine der bekanntesten jungpaläolithischen Skulpturen ist die etwa elf Zentimeter hohe Venus von Willendorf.

Etwa ab der Altsteinzeit, dem Paläolithikum, bemerkten Anthropologen in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte einen immer stärkeren kulturellen Einfluss, der die biologische Ausstattung von Männern und Frauen, und damit auch von ihren Kindern, modifizierte. Es ist bemerkenswert, dass beim Menschen beide Geschlechter zunächst biologisch und morphologisch weitgehend ähnlich sind – und sich erst durch die Umgebungseinflüsse zu unterscheiden beginnen –, während im Tierreich schon viel mehr äußerlich sichtbare Unterschiede bestehen (Bronowski, 1979). Beim Menschen werden diese Unterschiede demnach »gemacht«.

Vom Baby X zum »Mädchen«: Der Einfluss der Kultur und der elterlichen Erwartungen

Kultur hat einen Einfluss darauf, wie Kinder geboren, wie sie erzogen werden, was als intelligent oder schön gilt, welche Aufgaben und Funktionen Söhne und Töchter haben, und dies bestimmt auch den Wunsch nach Töchtern vom Moment der Geburt an und davor (Matsumoto, 2001). Eltern interpretieren die biologischen Charakteristika, und die kulturellen Praktiken, die sie anwenden, führen dazu, dass das Kind dann immer stärker in das kulturelle Schema eines Mädchens passt.

So ist bemerkenswert, dass sich Eltern bereits unmittelbar nach der Geburt gegenüber einem Mädchen deutlich anders als gegenüber einem Jungen verhalten – obwohl für Außenstehende alle Babys irgendwie gleich aussehen. Die »Baby X«-Studien zeigten (Sidorowicz & Lunney, 1980), dass Personen ganz unterschiedlich mit einem Baby umgingen, wenn man ihnen sagte, es sei ein Mädchen (oder ein Junge). Sie waren bei einem Babymädchen vorsichtiger und sanfter, dagegen robuster und körperbezogener, wenn man ihnen sagte, sie hielten einen Jungen. Selbst auf Ultraschallbildern beschrieben Eltern Mädchen anders als Jungen: als ruhiger, zierlicher (Matsumoto, 2001).

Jungen und Mädchen kommen jeweils biologisch präpariert auf die Welt, werden aber auch unterschiedlichen Umgebungen, Erfahrungen ausgesetzt. Dazu gehören auch Ernährung und Bildung. In *Eine Kindheit in Cambridge* beschreibt Gwen Raverat (1991, S. 50), eine Enkelin von Charles Darwin, die Frühstücksgewohnheiten in ihrer Familie in Cambridge etwa um 1900, als sie Kind war:

»Zum Frühstück gab es Haferbrei mit Salz, ohne Zucker und Milch dazu. Haferbrei erinnerte mich immer daran, wie ich allein mit meinem Vater frühstückte. Da war ich noch so klein, dass ich den Haferbrei mit dem Finger auf den Löffel schob, während er mir auf Französisch Geschichten erzählte. Meine Mutter kam erst später herunter, wahrscheinlich in der verständlichen Absicht, mich und den Haferbrei und das Französisch zu vermeiden. Es gab auch Toast und Butter, aber für mich nie etwas Kräftigeres zum Frühstück, bis ich im Alter von 10 Jahren, zu Besuch bei meiner Cousine Francis, zum ersten Mal Speck kostete. Mein Bruder Billy, 9 Jahre jünger als ich, aß zum Frühstück einfach alles, was da war, wie die Erwachsenen auch. Etwaige Schäden an seinem Charakter konnte ich nicht feststellen.«

Raverat (1991) bezieht sich auf Marmelade, Zucker, Kuchen, Milch, Eier. Man hatte Gwen erzählt, alle diese Dinge verursachten »Schäden«, um sie davon abzuhalten, sie zu essen, bzw. um ihr zu erklären, warum sie sie nicht bekam. Ihre Mutter ließ die Tochter zu Hause unterrichten, während der Bruder außerhalb auf eine Schule bzw. ein Internat ging.

»Es hieß: ›Wir schicken unsere Töchter nicht zur Schule aus dem Haus!‹ Ich sehnte mich danach, zur Schule zu gehen, auch wenn ich nichts davon sagte. Alles wäre besser gewesen als das Schulzimmer zu Hause, wo jedes Mädchen getrennt unterrichtet wurde, statt ich und meine vier Freundinnen zusammen. Und uns hätte es solchen Spaß gemacht. Aber soviel ich weiß, wurde kein Gedanke daran verschwendet. Da waren also vier Mädchen in einzelnen Schulzimmern mit einzelnen Hauslehrerinnen eingesperrt. Phantastisch!« (Raverat, 1991, S. 55)

Gegenwärtige Praxis: Die Bildungsgewinner – Mädchen

Seit den 1960er Jahren und besonders in den Jahren 1970 bis 1980 wurde durch die Bildungsexpansion Mädchen immer starker der Zugang zu weiterführenden Schulen ermöglicht. Während es zuvor noch hieß, eine gute Ausbildung sei nicht notwendig, denn Mädchen heirateten ja doch, wurden jetzt immer mehr Mädchen auf weiterführende Schulen geschickt und machten Abitur. Waren zunächst noch – einer Mehrzahl von Jungen gegenüber – wenige Mädchen in Klassen, die das Abitur machten, hat sich heute das Verhältnis geradezu umgekehrt: Mädchen machen häufiger Abitur, und sie machen ein besseres Abitur als Jungen und sind in der Folge in vielen Studiengängen viel stärker vertreten.

Auch die oben beschriebenen Ernährungspraktiken, die Ignoranz gegenüber Mädchen und der Ausschluss aus dem öffentlichen Leben sind verschwunden. Dennoch: In den meisten Kulturen sind die Sozialisationspraktiken bei Mädchen und Jungen leicht unterschiedlich, werden Mädchen mehr zum Gehorsam, zum Sich-Fügen erzogen. Geschlechtsspezifisches Verhalten (Interaktionsstil, Segregation in Spielgruppen) wird dann erlernt bzw. zugelassen und mädchentypisches Verhalten wird unterstützt. Insbesondere das Rollenspiel mit Puppen bereitet Mädchen auf die Geschlechtsrollenstereotype vor (vgl. Kapitel 9). Und, wie wir noch in späteren Kapiteln sehen werden: Es gibt immer noch mehr »Stoppregeln« für Mädchen. Es ist zu vermuten, dass diese einschränkenden Sozialisationspraktiken auch eine Rolle spielen bei dem Wunsch von Mädchen, lieber ein Junge sein zu wollen (trans*gender), vgl. Kapitel 12.

Das Verhalten der Eltern gegenüber Töchtern

Natürlich werden wir in diesem Buch in vielen Kapiteln darauf eingehen, wie sich Eltern gegenüber ihrer Tochter verhalten, wie sie ihre Tochter erleben und wie vor allem die Tochter die Eltern erlebt. Dabei wird es sehr stark um den innerseelischen Raum gehen. Daher seien hier zum Abschluss des ersten Kapitels einige Bemerkungen erlaubt, die auf der manifesten, der Verhaltensebene bleiben und sich im Kulturvergleich auf das Verhalten von Eltern gegenüber Töchtern beziehen.

Gegenwärtig wünschen sich Eltern in Zentraleuropa anscheinend genauso häufig eine Tochter wie einen Sohn und praktizieren weitgehend geschlechtsneutrale Erziehungsstile mit nur noch wenigen Unterschieden. In Studien aus den 1980er Jahren in über 100 Ländern fand man nur einen deutlichen Unterschied: In allen Ländern wurden Jungen eher unabhängig, fordernder, autonomer erzogen, Mädchen eher zu Gehorsam, Anpassung, Fürsorge für andere. Eltern aus allen Ländern fördern dem-

nach die Geschlechtsrollenstereotype bei ihren Kindern (Lytton & Romney, 1991). Während die Metaanalysen der 1990er Jahre ansonsten belegten, dass Väter und Mütter Söhne und Töchter in allen anderen Aspekten gleich erziehen, finden wir seit Anfang des 21. Jahrhunderts eine Rückkehr zu bzw. eine Verstärkung von bestimmten Geschlechtsrollenstereotypen (Hastings & Coplan, 2007), die eher für die 1960er Jahre galten. Dies gilt auch für das Auftreten und Aussehen der Mädchen, wie ich in Kapitel 12 deutlich machen werde

Die Unterschiede in den elterlichen Erziehungspraktiken sind gegenwärtig aber insgesamt eher subtil als gravierend und betreffen vor allem die Väter, die wesentlich stärker geschlechtsrollen-spezifisches Verhalten unterstützen als Mütter (Seiffge-Krenke, 2016). Dennoch: Eltern vermitteln ihren Töchtern durch subtile Reaktionen auf deren Verhalten durchaus irritierende Botschaften. Das fanden Lindsey et al. (2010), die die Kommunikation in der Vater-Kind- und in der Mutter-Kind-Dyade untersuchten, die jeweils in einer Spiel- und in einer Pflegesituation beobachtet wurden. In beiden Situationen wurde von beiden Eltern eher ignoriert, wenn die Töchter etwas zu ihnen sagten, als wenn die Söhne dies taten. Ist hier doch noch etwas spürbar von der eingangs beschriebenen früheren Sichtweise auf das Mädchen als weniger »wichtig«?

Auch wenn man nach dem Alter der Töchter differenziert, findet man zunächst mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede im elterlichen Verhalten: Studien, die Vater und Mutter mit ihren Töchtern als Säuglingen beobachtet haben, zeigen, dass sich beide hinsichtlich der Zeit, die sie dafür nutzen, mit der Tochter zu spielen, nicht unterscheiden und dass beide sich auch in der Art und Weise des Spiels wenig unterscheiden, unabhängig davon, ob dies im dyadischen oder triadischen Kontext untersucht wurde. Die Väter scheinen aber das Geschlecht des Babys beim Spiel stärker zu betonen. Auch bei Kleinkindern findet man insgesamt ein ähnliches elterliches Verhalten (Lind, 2013). Es werden nun aber mehr Unterschiede deutlich in Abhängigkeit davon, ob ein Sohn oder eine Tochter in der Familie lebt. Väter spielten mehr, aber weniger synchron als die Mutter mit der Tochter, fordern sie also mehr heraus.

Die Unterschiede nehmen weiter zu, je älter die Tochter wird: Mütter sind über die Aktivitäten der jugendlichen Töchter besser informiert als Väter (Waizenhofer et al., 2004). Beide Eltern verhalten sich gegenüber den Liebesbeziehungen der Töchter generell restriktiver als gegenüber den Liebesbeziehungen der Söhne und gewähren Söhnen mehr Autonomie als den Töchtern (Kan et al., 2008). In unserer 4-jährigen Längsschnittstudie (Seiffge-Krenke, 1997a) fanden wir ein deutlich anderes Familienklima in Familien mit Mädchen; diese waren im Alter zwischen 14 und 17, als wir die Familien untersuchten. In Mädchenfamilien berichten Vater, Mutter und Tochter

von viel mehr Wärme und Zuneigung über die gesamte Jugendzeit, auch wenn die Eltern zunehmend kritischer gesehen wurden. In Familien mit Jungen berichteten die Eltern dagegen von weniger Wärme – das erlebte auch der Sohn so – und vor allem: Man musste auf die Disziplin des Sohnes achten, und die disziplinarischen Maßnahmen verstärkten sich über die Zeit noch. Dieses sehr unterschiedliche Familienklima in Familien mit Töchtern im Vergleich zu Söhnen beeinflusste auch die Beziehung der Ehepartner zueinander (Seiffge-Krenke, 1999). Neuere Studien bestätigen das insgesamt eher ähnliche Verhalten beider Eltern gegenüber ihren Töchtern, mit subtilen Unterschieden, und belegen, wenn es zu gravierenden Unterschieden im Erziehungsstil von Müttern und Vätern kommt, dass dies mit höherer Symptombelastung der Töchtern verbunden ist (Tavassolie et al., 2016).

KAPITEL 2

Konzepte über Weiblichkeit in der Psychoanalyse

Nach diesem kurzen Ausflug in die Erwartungen von Eltern an das Geschlecht ihres Kindes, auch in anderen historischen Epochen und anderen kulturellen Räumen, wollen wir uns nun der Psychoanalyse des Mädchens zuwenden.

Wenn man sich der Psychoanalyse des Mädchens nähert, liegt es nahe, Konzepte über Weiblichkeit in der Psychoanalyse darauf hin zu untersuchen, was sie über Mädchen aussagen. Dies wird also unser Einstieg sein. Wir werden darauf stoßen, dass Theorien über das Mädchen einen psychopathologischen Ursprung haben. Sie wurden fast überwiegend aus der Behandlung Erwachsener abgeleitet, und, mehr noch, sie stellen die Sicht männlicher Psychoanalytiker – und mit einigen Jahrzehnten Verspätung – von Psychoanalytikerinnen dar. Zugleich wird die Abhängigkeit von Zeitströmungen deutlich: Das Mädchen wird so gesehen, wie es in die gerade vorherrschende Theorie und Zeitströmung passt.

2.1 Die frühe Sichtweise Freuds: Das kleine Mädchen als Mangelwesen

Sigmund Freud hatte bekanntlich keine Erfahrungen mit der Behandlung von Kindern, auch der »Kleine Hans« (»Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben«; 1909a) wurde aus den Berichten von dessen Vater rekonstruiert. Erfahrungen als vielfacher Vater von Töchtern flossen nicht ein. Seine Vorstellungen über die psychosexuelle Entwicklung von kleinen Mädchen sind in seine Theorie der weiblichen Sexualität eingebettet, die er über einen Zeitraum von fast 30 Jahren nur wenig veränderte.

Freud, dem wir doch umwälzende Erkenntnisse über das menschliche Seelenleben verdanken, kam, was Frauen und die weibliche Sexualität angeht, zu eigentümlich unangemessenen Aussagen: Er hielt die Frauen letztendlich für infantil, nar-

zisistisch, aufgrund ihrer Über-Ich-Schwäche zu keiner wertvollen Kulturleistung fähig und sprach ihnen ab dem Alter von 30 Jahren jedwede weiteren Entwicklungsmöglichkeiten ab. Entsprechend fallen auch seine Vorstellungen über das kleine Mädchen aus. Freuds Ansichten spiegeln die damaligen Verhältnisse und gaben damit in gewisser Weise eine genaue Beschreibung der patriarchalischen Kultur. Er wurde allerdings zunehmend unsicher und 1932, am Ende seines Lebens, wurde seine Sicht etwas gemäßigter und zugleich umfassender.

Sigmund Freuds Sichtweise des kleinen Mädchens als unvollständiger Junge

In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905a) behauptet er die Existenz eines sexuellen Monismus bis zur Pubertät (»das vom Kinde beiderlei Geschlechts anerkannte Sexualorgan [ist] das männliche Organ«); der Penis des kleinen Jungen entspricht der Klitoris des kleinen Mädchens, daher hat die Sexualität – oder genauer: die onanistische Betätigung – des kleinen Mädchens »männlichen Charakter«. Bis zur Pubertät bleibt die Vagina unentdeckt. Desgleichen unterstellt er die Existenz eines Kastrationskomplexes bei beiden Geschlechtern, den Penisneid allerdings nur beim Mädchen. Der Penisneid leitet sich aus der Beobachtung des größeren Organs des Jungen ab, verbunden mit der Vorstellung, von der Mutter ungenügend ausgestattet worden zu sein. Von dieser Zeit an, etwa vom Alter von vier Jahren bis zur Pubertät, hat das Mädchen also einen kastrierten Penis und weiß nichts von der Existenz seiner Vagina. In »Die infantile Genitalorganisation« (1923b) arbeitet er heraus, dass der einzige Unterschied zwischen einem Erwachsenen und einem Kind darin besteht, dass die Organisation des Erwachsenen genital und die eines Kindes phallisch ist. Er bestätigt weiterhin, die Vagina sei bis zur Pubertät vom Mädchen unentdeckt.

In »Der Untergang des Ödipuskomplexes« (1924) untersucht Freud die Ursachen des Ödipuskomplexes und die Modalitäten für seine Bewältigung bei beiden Geschlechtern. Er bestätigt die phallische Organisation der Libido – es gibt nur ein Sexualorgan, den Penis, den man entweder hat oder nicht hat –, und beschreibt eine unterschiedliche Entwicklung für Jungen und Mädchen, wobei er immer wieder betont, dass die Ableitung für das Mädchen spekulativer und ungewisser ist. Beim Mädchen wird der Kastrationskomplex durch den Anblick des Penis des kleinen Jungen geweckt. Dies führt zu Minderwertigkeitsgefühlen und dem Wunsch, den Mangel durch den Penisneid und einen entsprechenden Männlichkeitskomplex (sich des wertgeschätzten Organs zu bemächtigen) zu bewältigen. Das Mädchen wendet sich von der Mutter ab und dem Vater zu in dem Wunsch, den fehlenden Penis durch ein

Kind zu ersetzen. Der eigentliche weibliche Ödipuskomplex gipfelt also seiner Meinung nach in dem Wunsch, vom Vater ein Kind zu bekommen. Da das kleine Mädchen die Kastrationsangst nicht kennt, nimmt der Ödipuskomplex bei ihm kein plötzliches Ende, sondern dauert weiter an, entsprechend ist auch das Über-Ich weniger stark ausgebildet. Für Freud sind für die Bildung des Über-Ichs beim Mädchen die Einschüchterung und die Angst, nicht geliebt zu werden, ausschlaggebend. In »Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds« (1925) bestätigt er nochmals, dass beim Mädchen wegen fehlender Kastrationsangst das Motiv für die Zertrümmerung des Ödipuskomplexes entfällt, dass weibliche Über-Ich ist »niemals so unerbittlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen wie wir es von Manne fordern« (ebd., S. 29).

In »Über die weibliche Sexualität« (1931) beschäftigt er sich in zwei Kapiteln im Wesentlichen mit der präödpalen Phase beim Mädchen. Er hält zwei Entwicklungen für zentral: a) den Objektwechsel (Wann löst sich das Mädchen von der Mutter und wendet sich dem Vater zu?) und b) den Organwechsel (Wann tauscht es die Klitoris gegen die Vagina aus?). Er schreibt deutlich, dass die präödpale Phase für die weibliche Entwicklung viel bedeutsamer ist, als er bisher angenommen hatte. Diese erste Mutterbindung sei schwer zu fassen, archaisch, unterliege einer unerbittlichen Verdrängung und sei oft die Ursache für Hysterie und Paranoia. Während der Ödipussituation halte die Mutterbindung zunächst an (negativer Ödipus), die Rivalität (um den Vater) sei nur schwach ausgeprägt. Das Mädchen wende sich dann aus unterschiedlichen Gründen von der Mutter ab (die Beziehung ist wenig befriedigend, die Mutter verbietet die Masturbation, es macht sie verantwortlich für seine Penislosigkeit). Da die Mutter durch die Körperpflege die erste Verführerin im Leben ihrer Tochter ist, die Bindung an die Mutter auch sehr lange andauert, ist die Bisexualität des Mädchens deutlicher als beim Jungen.

Christiane Olivier (1987) hat darauf hingewiesen, dass Freud sich erst im Jahre 1932, nach dem Tod seiner Mutter – da war er 74 Jahre alt –, von seinen Ideen der Inferiorität, der ausschließlich mütterlichen Bestimmtheit etwas löste. In der *Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, darunter in »Die Weiblichkeit« (1932), bringt er eine zusammenfassende Übersicht, die viele Gedanken enthält, die erst in späteren Arbeiten anderer Analytiker, so bei Melanie Klein und den Objektbeziehungstheoretiker von Winnicott bis Bowlby, weiterverfolgt wurden. Insbesondere die Äußerungen bezüglich der präödpalen Bindung an die Mutter klingen für meine Ohren erstaunlich modern. Diese Veränderung, in der er die Bedeutung der Mutter betont, ist unter Analytikern nicht genug wahrgenommen worden. Wie Young-Bruehl (1989) nachweist, sind die entscheidenden Veränderungen von

Freuds Konzeptualisierung von Weiblichkeit in enger Parallelität zu seiner Analyse von Anna, seiner jüngsten Tochter, zu sehen, die zwischen 1918 und 1922 und 1924 bis 1925 stattfand.

In seinem letzten Aufsatz über die Weiblichkeit bestätigt Freud 1932 seine früheren Ansichten (»Wir müssen nun erkennen, das kleine Mädchen sei ein Mann«) mit allen bisherigen Konsequenzen: Es gibt nur ein sexuelles Organ, den Phallus, die Vagina bleibt bis zur Pubertät unentdeckt; der Ödipuskomplex ist schwieriger wegen des doppelten Wechsels (Objektwechsel und Wechsel der erogenen Zone) beim Mädchen, die präödpale Bindung an die Mutter sehr entscheidend. Dennoch ist hervorzuheben, dass die dann einsetzende Kritik sich fast nur auf die alten, früheren Publikationen bezog.

Die Unsicherheit Freuds und frühe Proteste

Freud hat das Problem der Weiblichkeit, den »dunklen Kontinent«, von dem er in einem Brief an Marie Bonaparte sprach, stets mit größter Vorsicht formuliert, die zum Ende seines Lebens besonders deutlich wurde:

»Das ist alles, was ich Ihnen über die Weiblichkeit zu sagen hatte. Es ist gewiß unvollständig und fragmentarisch, klingt auch nicht immer freundlich ... Wollen Sie mehr über die Weiblichkeit wissen, so befragen Sie Ihre eigenen Lebenserfahrungen, oder wenden Sie sich an die Dichter, oder Sie warten, bis die Wissenschaft Ihnen tiefere und besser zusammenhängende Auskünfte geben kann« (Freud, 1932, S. 565).

Das Letztgenannte wollen wir gerne versuchen; in der Tat habe ich ziemlich viel herumgesucht, um etwas über Mädchen zu finden – aber davon später. Zunächst bleibt nachzutragen, dass schon damals Josine Müller, Karen Horney und Melanie Klein protestierten. Josine Müller hat in ihrem »Beitrag zur Frage der Libidoentwicklung des Mädchens in der genitalen Phase« 1931 auf Beobachtungen in Krankenhäusern und Allgemeinpraxen hingewiesen, die ein früheres Wahrnehmen der Vagina nahelegen, Karen Horney (1933) vermutet, dass die Betonung der klitoralen Sexualität eine Verleugnung der Existenz der Vagina sei, die wohl zu viel Angst auslöst, und Melanie Klein hat in der »Psychoanalyse des Kindes« (1932) die Angst vor dem Körperinneren als weibliches Äquivalent zur Kastrationsangst postuliert. Mit diesen Beiträgen werden wir uns im Laufe des Buches noch beschäftigen.

Fortsetzung des phallischen Monismus bei Helene Deutsch, Marie Bonaparte und Jeanne Lampl-de Groot

Obwohl es also kritische Stimmen gab und Freud sich auch gar nicht mehr so ganz sicher war, haben dann in seinem Gefolge Frauen der ersten Stunde wie Helene Deutsch, Marie Bonaparte, Ruth Mack Brunswick und Jeanne Lampl-de Groot zu einer Fortsetzung des phallischen Monismus beigetragen. Die Zitate, die Chasseguet-Smirgel (1979a, S. 26–45) aus den entsprechenden Arbeiten der Jahre 1930 bis 1950 herausgesucht hat, sind überdeutlich. Am Anfang seines Sexuallebens »ist das kleine Mädchen in all ihren Absichten und Zielen ein kleiner Mann«, schreibt Ruth Mack Brunswick. So verfügt eine Frau nach Marie Bonaparte über quantitativ weniger Libido, müsste das Mädchen seine (zu kleine) Klitoris betrauern, existiert nach Helene Deutsch nur ein männlicher Orgasmus, die Frau im Sinne ihrer Theorie kennt keinen Höhepunkt. Sexualität sei nicht von Fortpflanzung zu trennen. Ähnlich heißt es bei Lampl-de Groot, die Frau liebe nicht, sie lasse sich lieben (was später unter anderen Autoren ein Bestseller wurde), d.h. die weibliche Passivität wurde als gegeben angenommen. Damit zementierten die genannten Schülerinnen Freuds die psychoanalytischen Vorstellungen über Weiblichkeit über Jahrzehnte. Insbesondere Helene Deutsch wurde geradezu als Kollaborateurin von Freuds patriarchalischem Denken angesehen (Salber, 2006); sie sah beispielsweise Schwangerschaft ausschließlich als Substitut für den nicht vorhandenen Penis an.

Das Erstaunliche ist nun, dass die Weiterentwicklungen von Freud, wie sie 1932 zum Ausdruck kommen (die starke Mutterbindung, die Bedeutung der Präödipalität für Mädchen), gar nicht wahrgenommen werden. Es sollte rund 30 Jahre dauern, bis französische Analytikerinnen diese Konzepte vorstellten und erweiterten, teilweise unter Verleugnung der Tatsache, dass sie bereits von Freud stammten. Seine alleinige Festlegung auf den phallischen Monismus war einfach zu verführerisch – und vielleicht steckte auch eine kleine Rache drin, denn Freud hatte die Frauen aus ihrer Sicht schlecht verstanden und abgewertet.

2.2 Diskrepanzen: Starke, souveräne Frauen um Freud – und dennoch keine eigenständigen Konzepte zur Entwicklung des Mädchens?

Wenn man heute die gerade skizzierten Konzeptionen der frühen Jahre liest, fällt einem eine eigenartige Diskrepanz auf zwischen dem Leben der ungewöhnlich selbstständigen Frauen, die sich im Umkreis von Freud mit der weiblichen Sexualität

beschäftigten, und ihrer relativ starken Orientierung an »Papa Freud«, wie Olivier (1987) sich ironisch ausdrückte. Im Grunde hat sich nur Karen Horney davon gelöst, weshalb ich ihre Vorstellungen und Konzepte weiter unten, im Zusammenhang mit der über 40 Jahre später einsetzenden erneuten Beschäftigung mit der Weiblichkeit im Rahmen der französischen Schule, vorstellen werde. Wir werfen an dieser Stelle zunächst einen Blick auf Freud und die Frauen in seiner unmittelbaren Umgebung zum Zeitpunkt der Entwicklung seiner Theorien über die weibliche Entwicklung, insbesondere zum Zeitpunkt zwischen 1925 und 1933, als er sich erneut mit Weiblichkeit beschäftigte.

Freud und die Frauen: Männersolidarität vor Frauenverstehen

Bei jeder historischen Figur und erst recht bei Freud ist es notwendig, die Dinge differenzierter zu betrachten. Frauen waren nicht nur seine Patientinnen, sondern auch seine Kolleginnen. Es fällt auf, dass Freud sich mit sehr starken, souveränen und im Denken eigenwilligen Frauen umgeben hat: Marie Bonaparte, Lou Andreas-Salomé, Helene Deutsch, um nur einige zu nennen. Sich von solchen Frauen faszinieren zu lassen, ist für einen Wissenschaftler des beginnenden 20. Jahrhunderts sehr ungewöhnlich. Die Frauen, die ihm in seiner Wissenschaft beiseite stehen, werden in die Gemeinschaft der Gleichgesinnten aufgenommen, die wie eine Großfamilie funktionierte. Freud drängte darauf, Frauen in die Psychoanalytische Vereinigung aufzunehmen; eine solche Quotierung war damals ganz selten. Dennoch: Auf dem Psychoanalytischen Kongress in Weimar 1911 stehen 44 Herren acht Damen gegenüber. Bis heute ist der Frauenanteil ungewöhnlich hoch, wenngleich die leitenden Positionen in der DPV, der IPA, der DPG, der DGPT und DGIP, beispielsweise, weitgehend den Männern vorbehalten blieben. Freud wollte, dass sich seine Psychoanalyse verbreitete, war aber eifersüchtig darauf bedacht, dass sie nicht aus seiner Kontrolle geriet. Frauen waren da vermutlich als Konkurrenz weniger gefährlich. Er hat sich bekanntlich mit den meisten Kollegen (Adler, C. G. Jung, Stekel, Fließ) zerstritten.

Dennoch: Männersolidarität war auch zu spüren, etwa in der Auseinandersetzung zwischen Sabina Spielrein, C. G. Jung und Freud, wo Freud eindeutig C. G. Jung beipflichtete. Während die psychoanalytische Diskussion der 1970er/1980er Jahre Sabina Spielrein als das Opfer zwischen zwei Männern wahrnahm, zeigen neuere Zugänge, z. B. der Film *Eine dunkle Begierde*, durchaus die machtvolle, kreative und eigenständige Seite von Sabina Spielrein. Ein anderes Beispiel für die Männersolidarität ist der Fall von *Irmas Injektion*. Fließ hatte bei einer Nasen-OP der Patientin einen Tampon vergessen, der herauseiterte. Anstatt die medizinischen Vorkehrun-

gen für die Beseitigung zu treffen, zeigt der Briefwechsel zwischen Freud und Fließ, dass die Symptome der Patientin ausschließlich psychisch gedeutet wurden.

Frauen in der Familie Freud

Im familiären Bereich spielten neben seiner Mutter Amalie seine Ehefrau Martha Bernays, seine Schwägerin Minna Bernays und seine jüngste Tochter Anna eine entscheidende Rolle. Es ist bekannt, dass Freud der erste Sohn aus der dritten Ehe von Jakob Freud (der damals 40 Jahre alt war) mit der 20-jährigen, schönen, jungen Amalie Nathanson war. Die Mutter stillte ihren erstgeborenen Sohn selbst, was damals nicht unbedingt selbstverständlich war. Später wird Freud die Intensität dieser Situation beschreiben: »An der Frauenbrust treffen sich Liebe und Hunger.« In seiner *Selbstanalyse* hat er eindrücklich die ödipale Verführungssituation beschrieben, als er seine Mutter anlässlich einer Übernachtung im Zugabteil nackt sah, »die Verliebt-heit in die Mutter und die Eifersucht auf den Vater« (Mannoni, 1971, S. 52).

Er hebt hervor, dass seine Beziehung zu seiner Mutter eine besondere war (»wenn man der unbestrittene Liebling seiner Mutter gewesen ist, behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolges, welche nicht selten wirklichen Erfolg nach sich zieht«). Daran hatte auch die Geburt der fünf Schwestern nichts geändert; vielleicht hat sogar der frühe Tod seines Bruders Julius, der kurz nach Freud geboren und von Freud nur einmal kurz erwähnt wurde, mit zu dieser besonders engen Beziehung beigetragen. Julius wurde 1857 geboren und starb mit sechs Monaten, da war Freud eineinhalb Jahre alt. Bereits ein Jahr später wurde dann die erste der fünf Schwestern, Anna, geboren. Die Schwestern und der zehn Jahre jüngere Bruder Alexander konnten ihm offenbar seinen Vorrang bei der Mutter nicht streitig machen. Freud hatte also als Kind intensive sexuelle Empfindungen für seine Mutter – und wahrscheinlich auch einen Groll gegen seinen Vater, den Rivalen. Er war zugleich, wie viele Kinder seiner Zeit, als er klein war, mit Schwangerschaft, Tod und Geburt intensiv konfrontiert.

Mit 26 Jahren verliebt sich Freud in die 21-jährige Martha Bernays, die er rasch heiraten will. Da er jedoch beruflich noch nicht fest im Sattel sitzt, entzieht ihm die Schwiegermutter in spe seine Braut. Seine Erfahrungen und Gefühle in dieser »romantischen Beziehung« vor der Ehe werden in Kapitel 10 aufgegriffen. Freud macht Martha zum Fixpunkt seines Lebens und zur Muse seines Werkes, schreibt Salber (2006). Vier Jahre und 1500 Briefe später kann er Martha endlich heiraten. Mit sexueller Intimität hatte das Paar bis zur Eheschließung gewartet. Zusammen bekommen sie sechs Kinder, und abgesehen von kurzen Reisen trennen sie sich nie wieder.

Martha Freud organisiert den Familienbetrieb und leitet das Personal an. Für die intellektuelle Begleitung seiner Arbeit findet Freud andere Menschen – u.a. die Schwägerin Minna Bernays. Die vier Jahre jüngere Schwester Marthas kommt nach der Geburt des letzten Kindes, Anna, ins Haus der Familie Freud und bleibt dort ein Leben lang. Minna wird Freuds Reisegefährtin, da Martha nicht gerne reist. Sie dient ihm auch als aufmerksame ZuhörerIn und Leserin seiner Manuskripte. Einem Freund gegenüber nannte Freud Minna seine »nächste Vertraute«.

Minnas Rolle übernimmt später die Tochter Anna. Freud, der trotz seiner bahnbrechenden Forschungen in der Psychologie an einem konservativen Frauenbild festhält, sieht für seine Jüngste zunächst eine Zukunft als Ehefrau und Mutter. Doch Anna setzt sich durch und lässt sich zunächst als Lehrerin ausbilden. Später erwacht ihr Interesse an der Psychoanalyse des Kindes. Wie bekannt ist, war Anna nicht unbedingt erwünscht – nach der Geburt des fünften Kindes hatte Martha entschieden, dass es mit dem Kinderkriegen nun reichte. Anna, 1895 geboren, macht einen Strich durch die Rechnung, in jeder Hinsicht, denn sie wird auch nicht der Sohn Wilhelm (der nach Wilhelm Fließ hätte benannt werden sollen), sondern etwas ganzes Eignes – in jeder Hinsicht. Sie hat den »Makel« ihrer Geburt, wenn es denn einen gab, beherzt genutzt. Ihr offener Umgang mit Bindung, Geschwisterrivalität und aggressiven Impulsen wird uns noch in verschiedenen Kapiteln beschäftigen.

Salber (2006) sieht den Vater Sigmund und die Tochter Anna in einem »ödipalen Muster miteinander verstrickt«. Über die Tatsache, dass Freud über Jahre hinweg Annas Lehranalytiker ist, haben sich viele Generationen von Psychoanalytikern den Kopf zerbrochen. Anna wird Freuds Thronfolgerin. Später fungiert sie auch als seine Privatsekretärin und Krankenpflegerin. Bis zum Ende seines Lebens wird seine »Anna-Antigone« ihm treu zur Seite stehen. Sie hat u.a. eine Systematisierung der Abwehrmechanismen und eine eigenständige Technik der Kinderanalyse entwickelt, aber keine neuen Konzepte zur Entwicklung der Weiblichkeit beigetragen.

Selbständige Frauen, die dennoch keine eigenständigen Konzepte über die Entwicklung des Mädchens vorlegten

Dorothy Burlingham, aus der angesehenen amerikanischen Familie Tiffany stammend, gehört ab 1920 zur Freud-Familie. Als Gefährtin von Anna Freud lebt sie mit ihren vier Kindern in Wien, später auch mit Anna Freud zusammen und leitet nach der Emigration nach London von 1940 bis 1944 mit dieser die Hampstead War Nurseries. Die gemeinsamen Veröffentlichungen *KriegsKinder* und *AnstaltsKinder* sind unglaublich eindrucksvolle Beschreibungen der psychischen Überlebensstrategien von

Kindern, die aus dem KZ gerettet wurden. Es leuchtet unmittelbar ein, dass unter diesen Bedingungen Trennung, Verlust und Überleben im Vordergrund standen und sexuelle Aspekte in der Mädchenentwicklung zurücktraten.

Lou Andreas-Salomé wandte sich etwa 1910 und verstärkt 1912 der Freudschen Lehre zu. Die prominente Schriftstellerin ist als neue Mitstreiterin Freuds vor dem Hintergrund seines Bruchs mit Alfred Adler im Jahr 1911 und der Spannungen mit Wilhelm Stekel und C.G. Jung hochwillkommen. Lou Andreas-Salomé hat den berühmten Gemmenring von Freud bekommen – er war ansonsten zumeist den Männern der Mittwochsgesellschaft vorbehalten. Bedeutend ist vor allem ihre Fähigkeit, die psychoanalytische Denkweise und Terminologie einem breiteren Publikum von Nicht-Medizinern nahezubringen. Sie ist nicht nur klug und schön, sie hat, als sie mit Freud und der Psychoanalyse in Kontakt kommt, schon ein bewegtes und sehr selbstständiges Leben als Gefährtin von Rilke und Nietzsche hinter sich.

Zu den kongenialen Mitstreiterinnen Freuds in seinen späten Lebensjahren gehören die Psychiaterin Helene Deutsch und Prinzessin Marie Bonaparte. Helene Deutsch war einige Zeit Direktorin des Ausbildungsinstitutes in Wien. Sie griff Freuds Idee des bisexuellen Schwankens auf, das uns noch später beschäftigen wird. Ihre *Psychologie der Frau* ist, wie schon beschrieben, recht konservativ – und dies ist eigentlich erstaunlich, denn sie war als junges Mädchen eine regelrechte Revolutionärin. Als viertes Kind eines galizischen Anwalts und einer strengen, despotischen Mutter, die sich einen Jungen gewünscht hat, wächst sie auf. Zweimal läuft sie als 14-Jährige von zu Hause weg, darf aber dann schließlich die Schule weiter besuchen, ist eine der ersten sieben Frauen, die in Wien Medizin studierten, und gehört zu den dreien, die den Abschluss schafften.

Auch Marie Bonaparte – Nachfahrin des großen Napoleon – kommt als Patientin zu Freud und wird später in Frankreich eine wichtige Wegbereiterin der Psychoanalyse. Sie hat ein schweres Schicksal zu tragen, denn ihre Mutter stirbt, tuberkulosekrank, drei Wochen nach ihrer Geburt. Sie wird verschiedenen Kinderfrauen übergeben, an die sie sich bindet und von denen sie sich immer wieder trennen muss. Schon als Kind flüchtet sie sich in intellektuelle Sublimierungen; fünf Hefte eines Tagebuchs sind erhalten. Als Erbin eines riesigen Vermögens greift sie den psychoanalytischen Organisationen finanziell unter die Arme. Nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten in Österreich im März 1938 überzeugt sie Freud, nach Großbritannien auszuwandern, und organisiert den Umzug. Die Prinzessin habe die Familie Freud regelrecht freigekauft, schreibt Salber (2006). Marie Bonaparte bestätigt Freuds Theorie der Weiblichkeit mehrfach, ersuchte ihn um Rat im Privaten und hat sich dreimal im Genitalbereich operieren lassen; das hat ihre Begeisterung für die Theo-

rie (Aufgabe der Klitoris und Entdeckung der Vagina in der Pubertät) aber nicht verändert.

Es sind demnach ganz unterschiedliche Gründe, warum Frauen um Freud in der Frühphase der Theorien zur Entwicklung der Weiblichkeit keinen eigenständigen Beitrag leisteten. Vielleicht ist es auch besonders schwer, in der Pionierphase der analytischen Bewegung allzu viel Kritisches zu denken, das hätte die Stabilität der ohnehin angefeindeten Bewegung noch mehr gefährdet.

2.3 Hier irrte Freud!

Protest und Kritik an Freuds Theorien zur Weiblichkeit gab es schon früh. Einige Analytikerinnen haben, wie bereits erwähnt, gegen seine Konzepte protestiert, und insbesondere Feministinnen haben seine psychologischen Konstruktionen der Weiblichkeit als beschämend und entwürdigend gebrandmarkt. Es setzte eine über Jahrzehnte anhaltende Beschäftigung mit seinen Weiblichkeitstheorien ein, deren Kulminationspunkt die 1970 Jahre mit dem Reader von Janine Chasseguet-Smirgel *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität* (1979a) darstellten; danach fanden sich nur noch Wiederholungen, Erläuterungen, aber praktisch nichts konzeptionell Neues. Literatur über die Psychoanalyse des Mädchens gibt es nach der feministischen Debatte der 1970er/80er wirklich wenig. Auch Bücher wie *The dark side of the womb* von Raphael-Leff (2015) enthalten, wenn auch modern aufgemacht, wenig Neues und sehr wenig über Mädchen.

Auch in der Psychologie regte sich bald und wiederholt Protest, der schließlich in Eschenröders (1986) Buch *Hier irrte Freud* zusammengefasst wurde. Was die Phasentheorie der kindlichen Entwicklung angeht, kritisiert Eschenröder insbesondere die Idee, die Latenzzeit sei eine Zeit des Stillstandes in der sexuellen Entwicklung. Dass Kinder während dieser Zeit weniger öffentliche Betätigung der Onanie zeigen als zur Kleinkindzeit, sei vor allem auf das Wirksamwerden von internalisierten Normen für angemessenes Verhalten zurückzuführen. Kastrationsangst, zu Lebenszeiten von Freud durch die Prüderie und das Verbot der Onanie einleuchtend, kann heute nicht mehr länger als universelles Phänomen angesehen werden. Die Thesen vom schwachen Über-Ich und vom Penisneid wurden besonders angegriffen. Auch dass der Wunsch nach einem Kind letztendlich dem Penisneid entspringen sollte, wird in dieser Generalität abgelehnt. Die von Freud behauptete Universalität des Ödipuskomplexes wird ebenfalls bestritten.

Freud ging davon aus, dass die männliche und die weibliche Entwicklung parallel

verliefen – so lange, bis das Mädchen den Geschlechtsunterschied entdeckte und sich als kastriert erlebe. Das sieht man heute anders. Heute wissen wir durch Forschung, dass die Entwicklung von Jungen und Mädchen von Beginn an unterschiedlich verläuft. Kleine Mädchen sind sehr früh mit infantilen Kinderwunsch-Phantasien beschäftigt. Der Penisneid, wenn er denn auftaucht, ist immer sekundär: wenn etwa ein Mädchen merkt, dass seine Brüder in der Familie ständig bevorzugt werden. Ein weiterer Aspekt, der heute, auch bedingt durch die Forschung, auf die ich noch in den folgenden Kapiteln eingehen werde, weitgehend abgelehnt wird, ist die Tatsache, dass für Freud die Entdeckung der Vagina relativ spät erfolgt. Seit dem Hite-Report 1976 ist auch wissenschaftlich erwiesen, dass die Klitoris das Leitorgan der sexuellen Lust ist und dass sich die Hypothese des Übergangs von der klitoralen zur »reifen« vaginalen Sexualität nicht aufrechterhalten lässt.

In seiner Theorie zur Weiblichkeit war Freud sicherlich ein Mann seiner Zeit, war in vielerlei Hinsicht konservativ, auch in seinen privaten Ansichten (vgl. dazu Kapitel 10). Zugleich war er als Denker und Wissenschaftler revolutionär. Seine Konzepte werden heute noch verwendet, allerdings nicht so platt als symbolische Gleichsetzung, sondern als symbolische Darstellungen früherer Wünsche und Befürchtungen, als kondensierte Erfahrungen aus verschiedenen Lebensepochen auf dem Hintergrund einer westlich-mittelständischen Kultur.

Zugleich ist das Bedürfnis gewachsen, die klinischen Erfahrungen, in denen sich die geronnenen negativen Erfahrungen früherer Lebensepochen besonders verdichten, durch Befunde bei nicht klinisch auffälligen Mädchen zu ergänzen, zeigt sich doch in jedem Behandlungsfall eine ganz unterschiedliche Facette der Spannbreite zwischen Normalität und Pathologie. Auch wurde die Bedeutung der Sexualität deutlich zurückgedrängt und durch Ansätze der Objektbeziehungstheorie und der Selbstpsychologie die Qualität der frühen Beziehungen und ihre Bedeutung für die Identität herausgearbeitet. Das geschah leider fast immer ohne Bezug aufs Geschlecht, so dass wir nur wenig Spezifisches über Mädchen finden können, aber es ist ein richtiger Weg zum ganzheitlicheren Verständnis des Mädchens.